

Eine Trauung.

Humoreske v. Marie Landmann.

Es war ein unangenehmer Tag: Ein bleigrauer Himmel, der schwer herüberhing, ein fester Nebel, der jeden Lichtstrahl einschloß und als eiskaltes, feuchtes Gewiesel zu Boden sank — das richtige Rosenbräutchen. Und mir war es, als ob das kahlste Reibelgeriesel durch alle Rippen und Spalten in die Zimmer dränge und sich verblüffend auf das Gemüth legte.

Ober ging diese Wirkung von dem Buche aus, das ich zu meiner Erpeiterung vorgenommen hatte?

Es war für diesen Zweck sichtlich genug gewählt — ein moderner Roman, der die Welt, wie sie nun einmal sein möchte, mit photographischer Treue wiedergab, erbarmliche Mäner, eheliche oder unglückliche Frauen, so trüb und unerfreulich, wie das Wetter draußen.

Ich konnte es endlich nicht mehr aushalten und warf das Buch weg. Eine goldgeränderte Karte fiel heraus. „Dienstag, den 13. November, Nachmittags 4 Uhr in der Getrauidstraße“, las ich in großen gedruckten Buchstaben, darunter in zierlicher Kalligraphie: „Komm wenigstens zu Trauung, liebe Tante, ich erwarte Dich bestimmt.“

Ich sah nach der Uhr. Es war drei Viertel auf Vier, und über dem Buche hätte ich fast die Trauung veräußert, diese Trauung, bei der ich um so weniger fehlen wollte, als ich von einer lässlich übertriebenen Kränklichkeit noch angegriffen, der Hochzeit nicht beizumohnen.

Ich hatte eben noch Zeit, mich eilig umzuleiden und eine Drofsche zu nehmen, um nicht zu spät zu kommen. Der Nebel schien mir etwas lichter, der Himmel weniger trüb; schon die Hoffnung, glückliche Gesichter zu sehen, erheiterte mich ein wenig.

Und glücklich, glücklicher als je zuvor, mußte Hedwig doch heute ausfallen. Sie war die Tochter einer Jugendfreundin und mein Lieblich seit dem Tage, wo ich sie zuerst im Arm gehalten und die großen dunkelblauen Augen mich aus einem freudvollen Gesicht angeblüht hatten.

Ich hatte sie heranwachsen sehen, ein liebliches Kind, ein gutes und liebenswürdiges Mädchen, in ihrem harmlosen Uebermaß der Sonnenhitze des Hauses. Dann kam eine Zeit, in der sie stiller und blässer wurde und die dunkelblauen Augen einen tieferen Ausdruck bekamen, wie von heimlich geminten Thränen. Sie sagte nichts, aber wir kannten ihr sorgfältig behütetes Geheimnis und konnten es doch nicht ändern, daß derjenige, dem sie ihr junges Herz zugewandt hatte, ihr hartnäckig fern blieb.

Die schmerzliche Prüfungszeit fand unerwartet ihr Ende. Er hatte, wie sich nun zeigte, sich geschaut, um die Tochter der reichen Hausfrau zu werden, ehe er einer festen Lebensstellung gewiß war. Hedwig war eine glückseligende Braut. Ihren Brautigam hatte ich in der kurzen Verlobungszeit nicht näher kennen gelernt, doch was ich im familiären Kreise über ihn hörte, war geeignet, die günstige Meinung zu bestätigen, die er durch sein früheres Verhalten bei mir erworben hatte.

Die Drofsche hielt. Die Trauung hatte schon begonnen, als ich in die Kirche trat und mich unter die Menge neuerlicher Brautpaare oder vielmehr Brautpaarinnen stellte. Von meinem Blase aus konnte ich nur einen Theil der glänzenden Hochzeitsgesellschaft, um so besser aber das Brautpaar anschauen.

Hedwig, mit den lieblich ersten Ausdruck ihres holden Gesichts und einem seligen Leuchten in den blauen Augen, sah ganz so aus, wie ich sie mir gedacht hätte. Nicht ganz so gut gefiel mir der Brautigam. Er hatte, wie mich dünken wollte, etwas Geplantes in seinen Augen, zusammengezogene Brauen, etwas unruhig forschendes in den Augen, kurz, ganz und gar nicht das Aussehen eines Glücklichen.

Nun hatte ich zwar einen Bekannten, der behauptete, es gäbe an und für sich kein bedauerndes Versehen, als einen Brautigam an seinem Hochzeitstage. „Betrachten Sie doch den Kerker“, sagte er zu mir, „er ist nicht vollständig neben seiner Braut verschwindet. Für sie ist dieser Tag der schönste ihres Lebens, an dem man sich wie einer Königin huldigt. Er spielt nicht nur eine untergeordnete, sondern eine geradezu königliche Rolle, und man sieht ihm schon von Weitem an, wie unbeschäftigt er sich fühlt.“

Aber der diese Behauptung aufstellte, war ein eingetragener Dagehoß, und ich hatte ihn noch nie geglaubt und glaubte ihm auch jetzt nicht. Je länger ich den Brautigam ansah, desto weniger gefiel er mir. Seine Unruhe schien mir zusehends zu wachsen. Dabei hätte ich beschwören mögen, daß seine Blide suchend und forschend sich gerade dahin richteten, wo ich saß.

Und doch konnte ich unmöglich der Gegenwart seiner Unruhe sein. Ich war ihm jedenfalls absolut gleichgültig gewesen, auch wenn er mich hätte sehen können — aber das konnte er nicht, denn der Schatten einer Säule bedeckte mich.

Wem sonst galt wohl sein unruhig schwebender Blick? Ich hing an meine Nachbarschaft zu betrachten. Neben mir saß eine dicke Frau mit einem gutmüthigen Gesicht und einer Fülle dunkler Blumen und Bänder auf ihrem Hut; und etwas weiter links ein junges Mädchen, das nett und geschwätzt angezogen war und ein auffallend feines Profil hatte, aber mir doch etwas den Eindruck einer Näherin im Sonntagstaat machte.

Als sie sich einmal umwandte, sah ich, daß sie ohne Einschränkung sehr hübsch war. Die Dank, auf der sie saß, stand rechtswinklig zu meinem Blase, so daß ich das schöne Gesicht und die großen, grauen, von langen Wimpern beschatteten Augen nach Gefallen betrachten konnte — um so ungezügelter, als das Mädchen selbst offenbar ihre volle Aufmerksamkeit auf die Trauung gerichtet hatte und unwirksam, ja angestrengt nach dem Brautpaar hinüber sah.

Oder vielleicht nach dem Brautigam? Und er noch ihr? Ich wußte nicht, wie mir das blüherig durch den Sinn fuhr und mich nicht wieder losließ. Jetzt bemerkte ich auch, wie bläß sie war, und daß die Lider mit den langen Wimpern etwas gerötet waren. Das schöne Gesicht erzählte eine Geschichte, und ich glaubte sie zu verstehen. Sie hatte gelitten und geweint — um ihn, der eben dort vorn seine Hand in die einer Anderen legte.

Wußte er davon? Hatte sie ältere, vielleicht auch größere Rechte an ihn, als Hedwig? Und sollte Hedwig's Vater, sonst so klug und weiterfahrend, die Vergangenheit seines Schwiegersohnes nicht hinreichend geprüft haben? Oder war vergesslich so alltäglich, daß er es mit Recht nicht beachtete, und ich nur so alljährlich, daran Anstoß zu nehmen? Mir wurde das Herz schwer, und ich beobachtete, was geschah, wenn ich nicht nicht täuschte, wenn er wirklich meines harmlosen, vertrauenden Lieblings unwert war.

Meine erregte Phantasie malte mir schreckliche Bilder vor. Würde sie sich beim Ausgange aus der Kirche an die Brautpaare heranbringen und ihm ihre Antlitz in's Gesicht schmeißen? Würde sie einen Brief an Hedwig schreiben? Oder würde sie warten, bis das Paar von der Hochzeitsreise zurückkehrte und dann selbst kommen, um die arme junge Frau aus ihrem erträumten Eden zu stoßen?

Was ich je von dergleichen Vergeltungen gehört und gelesen, fiel mir ein, und das Schlimmste davon war die unersättliche Gier, die mich diesen Nachmittags beschäftigt und die ich nicht hatte zu Ende lesen mögen. Nun wirkte sie doch in mir weiter und ließ mir keine Ruhe. Ich mußte die einzelnen hübschen Szenen noch einmal durchleben, aber die Mitwirkenden waren nicht die Personen des Buches, sondern Hedwig, ihr Mann und das blasse, junge Mädchen, das mich mehr und mehr fesselte, so daß ich kaum noch im Stande war, den Blick von ihr abzuwenden.

Sie that mir bei alledem leid. Ich sah die wachsende Bewegung in ihren Augen, die großen grauen Augen waren — das konnte ich nicht mehr beweiseln — thranenfeucht, und jenseits wandte sie sich ab und zog verflochten ihr Taschentuch hervor. Dabei sah sie energisch aus, als wäre sie wohl im Stande, noch Umständen etwas Verzweifeltes zu thun. Mir wurde abwechselnd heiß und kalt.

Ich hätte mit ihr sprechen mögen, sie trösten, sie bitten, großmüthig zu sein, Mitleid und Erbarmen zu üben. Vielleicht hätte ich bei ihr Wehde gefunden, und doch that ich nichts dergleichen. In der Furcht, etwas Ungewöhnliches, Auffallendes zu unternehmen, blieb ich unweglich auf meinem Blase und hatte nur in ohnmächtiger Angst die Hände.

In ohnmächtiger Angst die Hände. Sie wechselte das Brautpaar die Ringe. Meine Unruhe wuchs. Aber auch meine dicke Nachbarin wurde immer unruhiger, sie rühte auf ihrem Sitz hin und her, suchte in ihrer Tasche und näherte sich dann behutend dem jungen Mädchen. Sie zog sie am Ärmel, beugte sich herauf zu ihr hinüber und sprach leise, doch eindringlich auf sie ein.

Ich konnte trotz angestrengtesten Hörens kein Wort verstehen; ich sah nur, daß sie Zeichen machte, die jedenfalls dem Brautpaar galten, und daß das Mädchen durch beständiges Kopfschütteln und sonstige ablehnende Geberden antwortete.

Noch eine Zeit qualvollen Wartens, bis, in Wirklichkeit kurz, mir unmerklich lang vorkam, während ich dergleichen diese mir dunkeln Vorgänge zu erglänzen suchte. Dann war die Trauung zu Ende, und Alles drängte sich nach dem Ausgang.

Ich beilte mich, den Anderen voran und in die Nähe des Brautpaares zu kommen. Daß ich, wie üblich Hedwig gratulieren wollte, hatte ich in diesem Augenblicke fast vergessen. Es war mir, als dürste ich keine Zeit verlieren, um ein brodeses Unheil abzuwenden.

Indessen, so sehr eine unklare Angst mich vorwärts trieb, waren meine beiden Nachbarinnen mir doch voraus. Die Ältere schob sich mit einer bei ihrer Körperlichen erschauenden Behendigkeit vorwärts, indem sie sich mit den Elbigen Platz machte und es der Jungen überließ, ihr nachzutreten.

Ich sah jetzt deutlich, daß es ihre Absicht war, sich an das Brautpaar heranzubringen. So schnell ich vermochte, war ich hinter ihr, und indem ich allen Muth und alle Kräfte zusammen nahm, sagte ich sie an der Schulter.

Sie stieß mich zurück, ohne sich umzusehen. Noch ein Schritt und sie stand dicht vor dem Brautigam und steckte ihm etwas, das sie aus der Tasche gezogen hatte verflochten zu.

Mein Herz klopfte rasend, und einen Augenblick ward es mir dunkel vor den Augen. Dann hörte ich meinen Namen rufen, und die Hedwig umarmte mich und verbarg lachend ihr Gesicht an meiner Schulter.

„Dante Dir, Tante,“ rieferte sie mir in's Ohr, „er hatte sein Taschentuch vergessen. Erst vor dem Altar hat er's bemerkt, und dabei hatte er den Schnupfen, und mein beifenes war ganz naß geworden und konnte ihm nichts nützen. Du kannst Dir nicht denken, wie schrecklich es war. Jetzt eben erst hat er ihm seine Handtücher hergebracht.“

„Sie hätte mir früher so klug sein sollen“, sagte der junge Gheemann, der neben uns stand. Er sah gar nicht mehr ängstlich, sondern höchst vergnügt aus, lachte gleichfalls über sein ganzes hübsches Gesicht und schüttelte mir eifrig die Hand, während ich verwirrt meinen Blick um sich brachte.

Wie aus einem bösen Traum erwacht und sich nicht gleich völlig ermannen und die grauen Bilder verjagen kann, so war mir, als ich etwas später unter dem Portal stand und die lange Reihe der Equipagen vorüberrollen sah.

Der Nebel hatte sich in einen dichten Regen aufgelöst. Ich wartete auf eine Drofsche und ließ inzwischen Dunkel und Feuchtheit nicht ungenutzt auf mich wirken, um meine aufgeregten Sinne zu erdulden.

Ein Gespräch ängstlichen Beredsames war doch in mir zurückgedrängt. Was hätte es mit dem jungen Mädchen in der Kirche für eine Bewandniß? Sollte ich mich denn so ganz und gar getäuscht haben?

„Sehen Sie“, sagte neben mir die Stimme der dicken Frau mit dem Blumenhut, „so geht es, wenn die Leute verliebt sind. Er ist sonst ein ganz vernünftiger Mensch, solide und ordentlich wie Einer. Aber seit er das Fräulein kennt, — ich meine, die jetzt seine Frau ist, — da hat er ja wohl den Kopf nicht oben. Wirt ich Sie, zur Trauung zu fahren und das Taschentuch zu Hause liegen zu lassen, noch dazu, wenn man den Schnupfen hat. Na, bei dem Wetter ist das ja nicht anders möglich! — Von Dir wahr's auch geschickter, Du wärest zu Hause geblieben!“

Mit diesen Worten wandte sie sich zu dem jungen Mädchen, das, wie ich erst jetzt sah, ein paar Schritte seitwärts stand. „Das ist nämlich keine Niemand“, erklärte sie mir. „Sie wird auch nächstens heirathen, macht eine gute Partie. Und was meinen Sie, warum sie hergekommen ist? Was will sie das Brautpaar so genau befehen will und ihres ebenfalls was. Das kommt davon, wenn der Hochzeitskuchen in die Leute fähet. Und dabei kann sie vor Schnupfen nicht aus den Augen sehen!“

Das junge Mädchen hatte die Strafbreite gleichmüthig angehört, ohne ein Wort zu erwidern. Sie stand neben einer Katerine, die sie hell beleuchtete. Jetzt verstand ich die herrlichen Lider, den schwimmenden Blick der großen, grauen Augen, das ansehend feucht gewinnte Taschentuch.

In diesem Augenblicke ging wieder eine Bewegung, einem schmerzlichen Aussehen gleich, über das schöne Gesicht. Wieder sah es aus, als ob sie weinen wollte, aber — jetzt wußte ich, was kommen mußte — sie nie sie.

Sprich mit Mama.

Humoreske von J. B. Storkowsta.

Es war ein altes Familienstück, ein Erbteil meiner Großmutter, die durch sehr Sparwirtschaft geworden glänzende Madagons-Christoniere mit den reichen Metallbeschlägen.

Als unsterblicher Jungeselle ließ ich dies Kabinettstück im Hause meiner Mutter, wo ich zu den Geschicktesten stets mit offenen Armen empfangen wurde, und meine einflügelige Kinderstube" mich immer von Neuem anheimelte.

Ich freute mich stets von Herzen, wenn die Ferien nahe rückten; mit solcher Ungeduld, wie vorerim im Jahre 1837 habe ich die Zeit abzuwarten noch nachher je erwartet; wie sehnte ich den Augenblick herbei, wo ich meine Kinderstube wieder betreten würde, um das daselbst irrthümlich in der Christoniere liegen gelassene Madet Briefe heimlich bei Seite zu bringen.

Was für Briefe? wollt Ihr wissen. Dies zu erklären, muß ich eine kleine Besichte ablegen. Ich hatte nämlich mehrere Monate vorher die Bekanntschaft einer reizend hübschen jungen Dame gemacht — ich will lieber ihrer Namen noch die wunderbare Farbe ihres Haars vertragen — genug, daß ich mich allabendlich in sie verliebte, ihr meine Hand antrug und ihr Jomort erzielte!

Dieser Liebesausbruch war aber von nur kurzer Dauer. Es kam überaus nicht aus irgendjener Verlobung. Nach kaum acht Wochen war Alles zwischen uns aus. Sie schickte mir meine Briefe zurück, und diese meine eigenen Briefe waren es, die ich, sorgsam zusammengebunden, in der Christoniere hatte liegen lassen.

Der Gedanke an diese Unvorsichtigkeit ließ mir kaum Ruhe, meiner geliebten Mutter ständiges Wohlkommen mit der gewohnten Zärtlichkeit zu erwidern. „Zuoberst möchte ich den Briefstaub etwas von mir abschütteln“, sagte ich, indem ich mich sanft in ihren Armen entzog und auf meine „Kinderstube“ zuschritt. „Halt!“ entgegnete meine Mutter, „ich habe das blaue Zimmer für Dich herrichten lassen.“

„Das blaue Zimmer? Weshalb?“ fragte ich verwundert. „Weil das Deine bereits bemohnt ist.“ „Bemohnt? Von wem?“ „Von ihr“, versetzte meine Mutter, „indem sie lächelnd nach der sich eben öffnenden Thür wies. „Gabiella!“

„Ja, Gabiella war es, meine kleine Cousine; mit ihrem leichtgewollen aschblonden Haare, den lebhaften Augen, die mit dem Blau des Himmels rivalisiren, mit den perlenweißen Zähnen und dem

schalkhaften Lächeln um den kleinen Rosenmund die reizendsten aller Coussinen! Sie also bemohnt mein Zimmer und hatte sicher Alles darin befindliche Möbel, Kasten und Schränke bereits gründlich durchstöbert.“

Himmel und Hölle! — Mir schwindelte bei diesem Gedanken! Mit lebenswüthigem Lächeln, das nicht ganz frei von einer gewissen Besorgnis war, die sie noch reizender machte, streckte sie mir beide Hände entgegen. Meine Verlegenheit muß mir auf dem Gesicht gestanden haben. Ich schloß, wie ich übte.

Forchtend sah ich ihr in die lachenden Augen, um zu ergründen, ob sich in dieser reinen mädchenhaften Seele nicht ein klein wenig Verstellung barg, bei dem bloßen Gedanken an diese Möglichkeit schoß mir das Blut heiß in die Stirn.

„Guten Tag, Vetter Georg“, sagte sie mit klarer Stimme, nichts mehr, nichts weniger; ruhig lag ihre kleine weiße, kinderweiche Hand in meiner Rechten. Aber giebt es einen Grund, tiefer als das Frauenherz? „Wenn sie sie nun doch gelesen hätte? Ich mußte mir hierüber Gewißheit verschaffen, dazu bedurfte es meines Einbruchs in ihr Zimmer.“

„Ihr Zimmer!“ Welcher Reiz liegt in diesem Worte, wenn es sich um das Heiligthum einer jungen Dame handelt, die man von frühesten Jugend an kennt, für die man wärmstes Interesse hegt — doch eben deshalb — nein, ich wagte es nicht! „Was thun?“

„O, Kreuz! Sie selbst in ihrer Unschuld kommt mir zu Hilfe. „Vetter Georg!“ ruft sie, wie ich aus dem blauen Zimmer trete, „Du mußt einmal herkommen und bewundern, wie schön sich Deine „Kinderstube“ mit der neuen Tapete ausnimmt.“

Es bedurfte keiner zweiten Aufforderung. In der nächsten Minute stand ich mitten in der Stube und schaute mich bewundernd ringsum. „Ja, das Zimmer in seinem neuen hellen Gewände ist wirklich sehr hübsch geworden; es riecht nicht mehr nach Pfeffer und Tabak, die eingeräumerten Jutesesseln sind feiner cremefarbener Stoff gewaschen und dort — richtig, dort steht auch die alte Christoniere!“

„Ach, Coussinen, was gebe ich für ein Glas Wasser — ich komme am vor Durst!“ Dienstreiter wendet sie sich nach einem kleinen Seitensprechen; bevor ich aber meine Bitte aussprach, hatte ich mich vorläufiger Weise erst davon überzeugt, daß die darauf befindliche Karaffe leer war.

„Sofort!“ ruft sie und verläßt eilends das Zimmer. „Nach trete ich an die Christoniere — habe ich aber auch ein Recht, sie zu öffnen? — Ich muß! — Ich habe keine Zeit zu verlieren — die Minuten vergehen. Hasten jagend, halb häßlich ziehe ich den Kasten auf — o, Schreden über Schreden! Da ist nichts, nichts — der Kasten ist leer! — Schon höre ich auch Gabiella zurückkehren.“

Ich stürzte das Glas Wasser hinunter — sie lacht, sie schwärmt — sie ist immer dieselbe — ein liebes, heiteres, lustiges Ding. „Wo aber sind die Briefe? — Hat sie sie weggenommen? verdorren? verbrannt?“

„Zehn Minuten später treffe ich auf dem Korridor mit Tante Marie zusammen. Nach herzlicher Begrüßung blinzelt sie mir ganz geheimnißvoll zu, droht mir mit dem Finger und zieht mich mit in ihr Zimmer.“

„Ich will Dir etwas geben; Du weißt, sprichst sie, langst aus einem Schubfach ein Backet und reichst es mir. „Alle Wetter! Das sind sie ja, meine Briefe aus der alten Christoniere.“

„Dein Glück, daß ich so vorläufig bin“, fuhr Tante Marie fort, „ich kenne die Männer und pflege deren Zimmer, bevor ich es einem jungen Mädchen überlasse, immer einer genauen Prüfung zu unterwerfen.“

„Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich schloß sie in die Arme und küßte sie und — gestand ihr Alles, ich war ja so froh, jeht war ich gerettet, — gerettet!“

„Ach, meine liebe kleine Gabiella! Wie glücklich war ich! Ich hatte mich ja so geängstigt.“

Es waren acht Tage, acht köstliche Tage verstrichen, als ich eines Morgens, wie ich die Augen aufschloß, ein zusammengepacktes Blatt Papier auf der Erde bemerkte, das offenbar unter der Thür hineingeschoben worden war. „Was war es?“

Sonderbar — ein Briefchen! Ich öffnete es und las: „Lieber Vetter, weshalb sagst Du dies Alles nicht Mama?“

„Doch! Wirst Du mich erdhren? Wirst Du mir Dein Leben weihen? Ein Wort, geliebtes Mädchen und Du stehst mich zu Deinen Füßen! Ewig Dein Georg.“

Das war Brief Numero I aus dem verhängnißvollen Briefepaket. Was war damit geschehen? Die ganze Geschichte war sehr einfach. Dieser Brief hatte sich in der Christoniere in einen Spalt geschoben; Gabiella hatte ihn gefunden, und sich erinnernd, daß — als sie mir am Tage meiner Ankunft das erbetene Glas Wasser brachte — ich mir an der Christoniere zu schaffen machte, hatte sie nicht anders geglaubt, als daß ich den Brief für sie bestimmt und da hineingelegt hätte, daß sie ihn fände.

Daher ihre Antwort, „Sprich mit Mama.“

Nun, ich sprach mit „Mama“ und heirathete Gabiella. Ich verehere und vergöttere meine kleine Frau und bin dank der alten Christoniere einer der glücklichsten aller Gheemannen!

Die seltsame Wette.

Eine Wirthshaus-Geschichte.

Der Herr Amtsrichter hatte sich über ein jüdes Beestfaß beklagt, worauf der Wirth ihm versprochen, ein anderes sogleich besser draten zu lassen. Der Ertere behauptete aber, diese Beestfaß können niemals wech werden, weil sie aus lauter Sehnen und Fledern bestehen. Der Wirth jedoch, der auf seine Küche etwas hielt, widersprach entschieden, so gab ein Wort das andere, bis schließlich ein Stammgast unter allgemeinem Beifall erklärte, hier lägen alle Bedingungen von einer Wette vor: man solle also dem Wirth einmal vierundzwanzig Stunden Zeit geben, haben oder wiegen diese er es nicht, auch dürfe natürlich sonst nichts Aufwendendes damit vorgenommen werden; brähte er es dann fertig, daß der Herr Amtsrichter es für wech erkläre, so habe er gewonnen. Der Beestfaß müsse aber ein Faß Wärgenbier zum Besten geben.

Der Wirth, ein schlauer Mann, nahm die Wette wirklich an, und der etwas knickerige Amtsrichter trieb vergnügt die Hände: diese Wette mußte er ja unbedingt gewinnen, es konnte ihn ja Niemand zwingen, innerhalb zweier Tage irgend ein Beestfaß der Welt für wech zu erklären.

Der Wirth schien auch zu dieser Ueberzeugung gekommen zu sein, denn er hatte bisher keinen Versuch gemacht, seinen Vorthell zu wahren. So war der Abend des zweiten Tages gekommen, als der Amtsrichter zur gewohnten Stunde das Gasthaus betrat; im Hausgange traf er die hübsche Wirthstochter, die ihm eröffnete, die Herren Stammgäste kämen heute im Nebenzimmer zusammen, er möge nun eintreten, sie werde sofort Licht machen. Sie hatte die Thüre offen gelassen, damit Licht in den dunklen Raum falle, sie ging dann auf einen Stuhl und drehte den Gasbahn auf. Mechanisch war der Amtsrichter dem jungen Mädchen in das halb dunkle Zimmer gefolgt, dann blieb er plötzlich stehen und sagte: „Ich bin auf etwas getreten, was liegt denn da am Boden?“

„Um Gotteswillen“, rief erschrocken das Mädchen, „Sie werden doch nicht mein Beestfaß zertrüben haben, ich merke eben, daß ich es verloren habe.“

„Nein, nein“, bestellte sich der Amtsrichter die hübsche Wirthstochter zu beruhigen, ein Medaillon ist es auf keinen Fall, es ist ja ganz wech —

Weiter kam er nicht; ein schallendes Gelächter ließ sich hören, es wurde plötzlich hell im Gemach und hinter den Mädchen und aus dem angrenzenden Zimmer kamen die Stammgäste hervor.

Mit überlegenem Lächeln sagte der Wirth: „Herr Amtsrichter, ich habe die Wette gewonnen, denn Sie haben soeben Ihr Beestfaß für „ganz wech“ erklärt.“

Jetzt ging auch dem Amtsrichter ein Licht auf: vor ihm auf dem Boden lag sein Beestfaß, der schleue Wirth hatte ihn trotz seiner Siegesgewißheit zu überlisten gewußt.

Sonderbare Musik.

Der Kurfürst Wilhelm von Hessen war ein großer Liebhaber von Spieluhren. Sie fanden sich überall in seinen Zimmern aufgestellt, ja sie waren da verborgen, wo man sie gar nicht erwartete. Am 27. Februar 1831 starb er nach längerer Krankheit. Sein Leibarzt, der Tag und Nacht bei ihm zugebracht, und während dieser Zeit kein Auge zugehen hatte, fand er schloß auf einen Lehnstuhl. Doch in demselben Augenblicke sprang er entsetzt wieder auf, denn der Stuhl stimmte die Melodie an: „Freut euch des Lebens.“

Vergehens bemühte sich der Arzt, die Mechanik der Spieluhr anzuhaken, er hätte das Polster zerreißen und die Maschine zerlegen müssen. Und so mußte er nachgedrungen neben der Leiche seines verstorbenen Herrn die fröhliche Melodie mit anhören.

Ein Vorsatz zur Güte.

Herr Müller will nach Massachussetts auswandern und bemüht sich zunächst um einen Auslandspaß. „Wohin wollen Sie auswandern?“ fragt ihn der Beamte, der sein Gesicht aufnimmt. „Nach Massachussetts!“

„Nach Massachussetts!“ „Nach Massachussetts!“ Der Beamte kratzt sich verlegen hinter dem Ohr — endlich, nachdem er längere Zeit rathlos an seinem Federhalter herumgelauert, wendet er sich an Herrn Müller mit der Frage: „Hören Sie, wollen Sie nicht lieber anderswohin auswandern?“

Ausgleich. Tochter (zu ihrer Mutter): „Ich würde den Koffer ja ganz gerne betrahten — aber der Name „Baunlaßel“ genirt mich! — Wenn er nur wenigstens „o o n Baunlaßel“ hieße!“

Doppelstimmig. A: „Wächst Du mir nicht mit zehn Mark unter die Arme greifen?“ B: „Du, das ist eine köstliche Sache!“

O die Weiber! Arzt: „Reine Gnädige, gegen Ihre Nervenzerrüttung kann ich Ihnen nichts anderes vorreiben als bade n und wieder bade n!“

Sie (zu Hause): „Lieber Victor, der Herr Doctor meint, gegen mein Leiden gäbe es kein anderes Mittel als „Bade n, B a d e n“!“

Zu langweilig. Die Geschichte, meine Damen, welche ich Ihnen jetzt erzähle, werde ich buchstäblich wahr.“ „Ach, erzählen Sie lieber etwas Anderes, Herr Doktor — das ist lustiger!“

Sonderbare Frage. Richter: „Sie haben diesen Herrn, als er Ihnen auf den Fuß trat, einen Esel genannt!“ Angeklagter: „Allerdings — aber was hätte ich ihn denn sonst heißen sollen?“

Peinlicher Anblick. Stubosus (zu seinem Collegen, vor dem Polsterhände): „Geh'n wir weiter, ich kann das nicht sehen — jetzt werden die Geldbriestträger losgelassen!“

Ein modernes Dienstmädchen. Ihre Rudernisse gefallen mir! Ich engagire Sie! — Sind Sie einverstanden?“ „Ja! — Und wenn kann ich debütiren?“

Reflexion. „Otto, ich will nichts mehr von Dir wissen!“ „Aber ichau, Papa, aber morgen beginnt ich ein neues Leben!“

Bei der Jengen-Vernehmung. „Warum weinen Sie denn so, Fräulein?“ „Es ist halt gar so arg, so vor aller Welt seine Auslagen machen zu müssen!“ „Wie alt sind Sie?“ (Schluchzt noch ärger.) „O, o — vierunddreißig Jahre!“

„So, jetzt beruhigen Sie sich aber: das Schwerkste haben Sie schon überstanden!“

Vorschlag zur Güte. Ballmutter: „Entschlich, wie viel junge Mädchen und wie wenig Tänzer da sind!“

„Was wäre doch richtiger, man ließe die vielen Herren vom Orchester mit tanzen und dafür eine Dame Kapelle spielen!“

Sonntags-Appell. „Krause!“ — Herr Feldwebel! (Eilt vor die Front.) — „Krause, heut ist Sonntag!“

„Ja, Herr Feldwebel!“ „Heut! Rosmittag gehen wir Parade in den zoologischen Garten!“ (Verzagt.) „Ja, Herr Feldwebel!“

„Gestern habe ich Sie nämlich Rhinoceros geschimpft, und das möchte ich dem guten Theil doch in Ihrer Gegenwart abbiten!“

Er und Sie. „Komm, er sprach, mit einem Kuß gieb, Mit dem Munde rosenroth!“ „Nein, sie sprach, mit Mannern scherzen Meine Mutter mir verbot!“

Und er ging. Die Maid bedenkend Sill für sich im Innern klagt: Seine Mutter hat ihm doch nicht Miß zu läffen unterlagt!

Sehr schmeichelhaft. Gräfin (die zum Sommeraufenthalt auf ihr Gut zurückgekehrt ist): „Nun, Sipp, Ihr seit wohl Alle recht froh, mich wieder hier zu sehen?“

„Doch ja! Wenn Sie net da san, kommt uns's Schloß grad vor, wie an ein ohne Vieh!“

Ueberflüssige Reparatur. „Aber Herr Wirth, weshalb lassen Sie denn das Dach nicht ausbessern? Es wird ja Alles wasserdicht!“

„Ja, jetzt geht's nicht bei dem Regen!“

„Das kann doch bei jedem Wetter geschähen!“

„A was, beim schönen Wetter ist's ja nimmer nöthig.“

Plattdeutscher Humor. Der Wadder Michel fund up sinen Ader, de an den Weg nach Drägenhufen lag, un hadde de Karrieffeln ut dat Krut, dum kümmt en Fremmer, blint bten Wadder stahn, un wie he'n griecht hat, seggt he: „Mein lieber Mann, ist dies der Weg, der nach Kneipshufen führt?“

„Ran nich“, seggt Michel, „bet is'e nicht, den richt'gen Weg, den hebb'n Se all verpaßt, da mössen Se schon da oben rechts afgahn!“

„Ach so“, seggt de Fremme, „dann muß ich wohl auf diesem Wege wieder etwas rüchend's gehen?“

„Dat bruten Se nich“, seggt Michel, „dat is nich äddig, dre'n Se sik man bloß umme, denn künnt' Se briefte weder vorwärts gahn!“